

MARCO SELIGER

STERBEN FÜR KABUL

*Aufzeichnungen über einen
verdrängten Krieg*



Mittler

MARCO SELIGER

STERBEN FÜR KABUL

*Aufzeichnungen über einen
verdrängten Krieg*



Mittler

MARCO SELIGER

Sterben für Kabul



MARCO SELIGER

Sterben für Kabul

Aufzeichnungen über einen verdrängten Krieg

E.S. Mittler & Sohn

Hamburg · Berlin · Bonn

Ein Gesamtverzeichnis der lieferbaren Titel schicken wir Ihnen gerne zu.
Bitte senden Sie eine E-Mail mit Ihrer Adresse an:

vertrieb@mittler-books.de

Sie finden uns auch im Internet unter: www.mittler-books.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8132-0935-8

e-ISBN 978-3-8132-1000-2

© 2011 by E.S. Mittler & Sohn GmbH, Hamburg, Berlin, Bonn

Ein Unternehmen der Tamm Media

Alle Rechte vorbehalten

Bild Titelseite: Michael Schreiner

Layout und Produktion: Marisa Tippe

Produktionsmanagement: impress media GmbH, Mönchengladbach

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Prolog

<u>Zeittafel</u>	<u>Ein Abriss der Geschichte Afghanistans</u>
<u>Landkarte</u>	<u>Afghanistan</u>
<u>1. Kapitel</u>	<u>Was uns die Geschichte lehrt</u>
<u>2. Kapitel</u>	<u>»Landser-Gedudel«</u>
<u>3. Kapitel</u>	<u>Die Kriegserklärung</u>
<u>4. Kapitel</u>	<u>Ruhig und stabil?</u>
<u>5. Kapitel</u>	<u>Drogenhandel? Nicht unser Problem</u>
<u>6. Kapitel</u>	<u>Der grinsende Mörder</u>
<u>7. Kapitel</u>	<u>Afghanisch-pakistanische Tragödien</u>
<u>8. Kapitel</u>	<u>Ein gefährlicher Sumpf</u>
<u>9. Kapitel</u>	<u>Krieg? Welcher Krieg?</u>
<u>10. Kapitel</u>	<u>»Ums Leben gekommen«</u>
<u>11. Kapitel</u>	<u>Das Leben der anderen</u>

12. Kapitel Kaninchen vor der Schlange
13. Kapitel Vorboten eines Desasters
14. Kapitel Den Bergen zuhören
15. Kapitel Ein deutsches Desaster
16. Kapitel Neues Konzept, alte Probleme
17. Kapitel Tage des Tötens, Tage des Sterbens
18. Kapitel Im Irrgarten
19. Kapitel Die Wende?
20. Kapitel Tage des Zorns

Epilog

Danksagung

Gefallen in Afghanistan

Dieses Buch ist den deutschen Soldaten gewidmet,
die in Afghanistan gekämpft haben,
die dort verwundet wurden oder gefallen sind.
Es soll die Deutschen, ihre Politiker und
die militärische Führung der Bundeswehr
an ihre Verantwortung für die Soldaten erinnern.

Prolog

Das Beerdigungsunternehmen hat den Sarg in einer kleinen Kapelle aufgebahrt. »Wollen Sie sich das wirklich antun?«, fragt der Bestatter. »Wollen Sie den Leichnam wirklich sehen?« Kathrin Pauli nickt. In dem Sarg liegt ihr Sohn, ihr geliebtes Kind. Sie möchte ihn noch einmal sehen, Abschied nehmen, bevor er für immer verschwindet. Neben ihr steht Kurt Pauli, ihr Ehemann, Florian Paulis Vater. Er hält ihre Hand, sie hält seine. In dieser schweren Zeit stützen sie sich gegenseitig. Sie würden sonst zusammenbrechen. Der Krieg für Deutschland hat von ihnen den höchsten Preis abverlangt, den Eltern zahlen können. Sie haben ihren Sohn verloren, Florian Pauli, Oberfeldwebel, 26 Jahre alt, Vater zweier Kinder. Gefallen in Kotub, Afghanistan, am 7. Oktober 2010. Getötet durch Genickbruch bei einem Selbstmordanschlag vor einem deutschen Außenposten an einer Brücke über den Fluss Baghlan, Gesicht und Oberkörper mit Löchern übersät, gerissen von Hunderten Splittern. Es hat gedauert, bis die Thanatologen den Leichnam einigermaßen erträglich hergerichtet hatten.

Mit einem Ruck schieben die Bestatter den Sargdeckel zur Seite. Kathrin und Kurt Pauli treten an den Sockel heran. Das Licht im Raum ist gedämpft, sie können nicht alles im Inneren des Holzkastens erblicken. Aber eines erkennen sie: Es ist nicht mehr das Gesicht, das sie kannten. Wächsern die Haut, mit auffälligen Flecken dort, wo kosmetische Korrekturen vorgenommen worden sind. Es sind viele Flecken. Florian Paulis Gesicht ist zersiebt worden. Seinen Körper umhüllt weißes Tuch. Doch mehr als das Gesicht wollen die Paulis nicht sehen. Sie stammeln, sie schluchzen, das ganze Elend des ersten deutschen Krieges nach

1945 füllt den Raum. Es ist das unendliche Leid von Eltern, die ihr Kind zu Grabe tragen müssen. Die Bestatter halten respektvoll Abstand, und als Kathrin und Kurt Pauli vom Leichenbett ihres Sohnes zurückgetreten sind, kommen die beiden schwarz gekleideten Männer wieder heran, um den Deckel behutsam auf den Sarg zurückzuheben.

Am Tag darauf trauert die Bundesrepublik Deutschland offiziell um Oberfeldwebel Florian Pauli. Vor der Feier empfängt der Verteidigungsminister die Eltern. Er heißt Karl-Theodor zu Guttenberg und ist deutlich jünger als Kathrin und Kurt Pauli. Im Nebenraum einer Kirche ist ein Tisch gedeckt. Kuchenduft erfüllt den Raum, Kaffee dampft. Gemeinsam mit Volker Wieker, dem ranghöchsten Soldaten des Landes, wartet Guttenberg bereits, als die Paulis die Kirche erreichen. Kameraden und Freunde ihres Sohnes, die mit ihm in Afghanistan gekämpft haben, begleiten sie. Kathrin Pauli möchte, dass sie zu Guttenberg ungeschminkt vom Krieg berichten. Von der mangelhaften Ausrüstung und von ihren Zweifeln, die sie am Sinn ihres Kämpfens überkommen haben. Florian hätte genau das gewollt, glaubt Kathrin Pauli. Er war ein begeisterungsfähiger, aber kritischer Kopf.

Doch vor der Tür zum Minister wachen die Verhinderer, Abwiegler und Bedenkenräger. Offiziere, Ministerielle, denen es nicht um die Anliegen der Trauernden, sondern um das Protokoll geht. Zum Minister dürfen nur Angehörige - keine Freunde, keine Kameraden, erklären sie den Paulis. Es ist die Angst des ministeriellen Apparats, von Generälen und Beamten, die sich in diesem Verhalten zeigt. Die Wahrheit über den Krieg hat der Minister immer noch von ihnen und nicht von irgendeinem Feldwebel erfahren. »Bringen Sie mit, wen Sie wollen«, hatte zu Guttenberg den Paulis vor einigen Tagen ausrichten lassen. Entweder alle oder keiner, sagt Kathrin Pauli vor der Kirche. Schließlich dürfen sie alle hineingehen.

Als Florian Pauli am 7. Oktober 2010 stirbt, beklagt die Bundesrepublik Deutschland den 44. Gefallenen in Afghanistan. Die ersten beiden Toten am Hindukusch hießen Thomas Kochert und Mike Rubel, zerfetzt beim Auseinanderbauen einer Flugabwehrrakete am 6. März 2002 in Kabul. Knapp

ehunderttausend deutsche Soldaten haben ihrer Heimat seit Januar 2002 in Afghanistan gedient, Söhne und Töchter, Ehemänner und Ehefrauen, Väter und Mütter. Meist junge Menschen mit Eltern wie Kathrin und Kurt Pauli, die ihr Kind in dieses ferne Land ziehen lassen mussten in der ständigen Angst davor, dass es dort Leute gibt, die ihm nach dem Leben trachten. Eltern, die nicht daran dachten, dass ebenso auch ihr Kind anderen nach dem Leben trachten könnte. Dass ihr eigenes Kind im Krieg dazu gezwungen sein könnte zu töten, um zu überleben. Dass es den Tod als Genossen hat, einen schnellen Spieler, gegen den höchster Einsatz gespielt werden muss. Dass Kinder aus dem Krieg verändert zurückkommen, leer, unruhig, unverstanden. Dass plötzlich eine riesige Kluft klafft zwischen Kind und Eltern, zwischen Kriegsheimkehrer und Daheimgebliebenen, zwischen Armee und Gesellschaft.

Der Krieg am Hindukusch hat das Leben von Kathrin und Kurt Pauli dramatisch verändert. Ihr Leben und das Leben Tausender deutscher Soldaten und ihrer Angehörigen. Der Bundeswehreinsatz in Afghanistan hat tiefe Spuren in Deutschland hinterlassen, was sich zu dem Zeitpunkt, als darüber entschieden wurde, offenbar niemand vorstellen mochte. Peter Struck, in den Jahren 2002 bis 2005 Bundesverteidigungsminister, äußerte kurz nach seinem Ausstieg aus der Politik, mit einer solchen Eskalation der Gewalt in Afghanistan habe er damals nicht gerechnet. Damals, das war am 12. September 2001, die Anschläge auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington lagen einen Tag zurück. Am Nachmittag hatte der NATO-Rat in Brüssel das erste Mal in der Geschichte der Nordatlantischen Allianz den Bündnisfall ausgerufen.

Am späten Abend verlas Bundeskanzler Gerhard Schröder eine Erklärung der rotgrünen Bundesregierung. Schröder sagte: »Die terroristischen Schläge sind nicht nur Anschläge gegen die Menschen in den Vereinigten Staaten, sondern auch Anschläge gegen die gesamte zivilisierte Welt. Also auch Anschläge gegen unsere eigene Freiheit, gegen unsere eigenen Werte. Deshalb leisten wir Beistand in völliger Übereinstimmung mit unseren eigenen moralischen Wertvorstellungen.« Zum Ende der Erklärung

sagte Schröder jenen Satz, der bis heute als das Startsignal für den deutschen Afghanistaneinsatz gilt: »Als es um die Verteidigung der Freiheit Berlins ging, hat John F. Kennedy gesagt: ›Ich bin ein Berliner.« Das war der Ausdruck seiner unglaublichen Solidarität. Heute haben wir Anlass, gerade wir Deutschen, diese Solidarität zurückzugeben, indem wir sagen: Wir sind solidarisch mit dem amerikanischen Volk.«

Deutschland bekundete den Vereinigten Staaten seine Solidarität - und folgte ihnen bald darauf in den Krieg am Hindukusch. Amerika wollte vor allem die Hintermänner der Terroranschläge in New York und Washington jagen, die Bundesrepublik wollte Afghanistan in einen funktionierenden Staat umwandeln. Die Bundeswehr erhielt den Auftrag, der afghanischen Regierung um den Interimspräsidenten Hamid Karsai zu helfen, die Sicherheit im Land aufrechtzuerhalten. Sicherheit galt als wichtigste Voraussetzung, um das Ziel der Weltgemeinschaft in dem kriegszerstörten Land zu erreichen: Aufbau und Demokratisierung. Doch als die Bundeswehr nach Kabul kam, gab es keine Sicherheit, weder in der Hauptstadt noch im Land. Sie musste erst hergestellt werden. Daran arbeiten die deutschen Soldaten bis heute - und mit ihnen inzwischen 150.000 Soldaten aus fast fünfzig Ländern.

Das Fazit nach zehn Jahren Einsatz fällt ernüchternd und in Anbetracht der vielen Opfer auf allen Seiten geradezu erschütternd aus: Afghanistan ist noch immer kein Staat, allenfalls eine Ständerepublik, ein armes, unterentwickeltes Herrschaftsgebilde ungezählter Lokalfürsten, ein Land im vor sich hin schwelenden Bürgerkrieg. Die NATO, das Militärbündnis der mächtigen westlichen Industrienationen, verkämpft sich bei dem Versuch, an der Seite der Regierung in Kabul eine stark bis fanatisch motivierte Guerillabewegung in Schach zu halten. Deutschland steckt mitten in einem Krieg, den keine Seite gewinnen kann. Ein Krieg, der immer weitergehen wird, wenn ihn nicht eine Seite für beendet erklärt. Die Bundesrepublik zahlt viel Geld dafür und mit dem Leben ihrer Soldaten - und ist sich inzwischen überhaupt nicht mehr im Klaren darüber, was ihre Armee in Afghanistan eigentlich erreichen soll. Klar ist nur, dass deutsche Soldaten töten und sterben, dass Politiker leugnen und verharmlosen, dass Bürger

ignorieren und schweigen. Die Haltung der Deutschen zum Krieg in Afghanistan war von Anfang an so widersprüchlich wie abenteuerlich. Sie haben sich für einen Krieg entschieden, von dem sie später nichts mehr hören wollten. Doch Politik, Bundeswehr und Gesellschaft hätten wissen müssen, dass den, der das wilde Land am Hindukusch mit seinen unbezähmbaren Menschen befrieden will, der Kampf erwartet. Sie haben es verdrängt - oder schlicht und einfach die Geschichte Afghanistans nicht gekannt.

Dieses Buch wäre ohne die Bereitschaft vieler Soldaten, über ihre Erlebnisse und Erfahrungen, Gedanken und Gefühle, Ängste und Wünsche zu sprechen, nicht zu realisieren gewesen. Ich habe während meiner Reisen nach Afghanistan und der Gespräche mit Heimkehrern kaum einen Soldaten kennengelernt, der den Krieg geliebt hätte. Es gibt Soldaten, die meinen, sie müssten das, was sie jahrelang trainiert haben, endlich auch einmal anwenden. Denen es einen Kick verschafft, wenn sie unter Feuer liegen und spüren, wie nah Leben und Tod in einem einzigen kurzen Moment beieinander liegen. Doch das ist eine Minderheit. Es sind mitunter diejenigen gewesen, die den Kampf leichtfertig gesucht und dafür teilweise bitter bezahlt haben. Die meisten Soldaten hassen den Krieg. Sie wollen tief im Grunde ihres Herzens nur eines: überleben und gesund nach Hause zurückkehren.

Ihre blutige, schuldbeladene Geschichte hat den Deutschen das Kriegführen ausgetrieben. Vor zehn Jahren aber entschieden ihre politischen Vertreter, die Bundeswehr in einen Konflikt zu schicken, den sie als gerechten Krieg definierten. Ein Großteil der Menschheitsgeschichte ist durch Kriege geprägt, die im Namen der Gerechtigkeit geführt worden sind. Dieser Auffassung sind die deutschen Politiker bis heute: »Unsere Sache ist gerecht!« Von Beginn an ging es ihnen darum, die Gewalt in Afghanistan zu begrenzen. Im Ergebnis ist das Gegenteil eingetreten. Je mehr Soldaten der Westen an den Hindukusch geschickt hat, desto stärker eskalierte die Lage. Die Bundeswehr war darauf nicht vorbereitet. Sie wird inzwischen rund um die Welt eingesetzt,

verfügt aber nicht über die Ausrüstung und auch nicht über das mentale Verständnis einer Krieg führenden Nation. Der Leitspruch der deutschen Generationen nach 1945 lautete: »Nie wieder Krieg!« Auch die Bundeswehr ist davon geprägt worden. Umso schwerer fällt es einem Großteil ihrer Soldaten heute, Töten und Sterben als ein Wesensmerkmal ihres Berufes anzuerkennen. Umso schwerer fällt es aber auch den Deutschen zu akzeptieren, dass es zu den Aufgaben von Soldaten gehört, Menschen zu töten.

Ein Staat unterhält eine Armee, damit sie im Falle ihres Einsatzes seine Bürger verteidigt. Verteidigen bedeutet, sich zu wehren. Und konkret auf Soldaten bezogen heißt es, sich mit tödlicher Waffengewalt zu wehren. Das ist es, wofür sich der Deutsche Bundestag und damit die Deutschen im Herbst 2001 entschieden haben. Sie schickten ihre Armee in einen Krieg, damit sie Terroristen von Deutschland und seinen westlichen Verbündeten fern hält, damit sie einem Land, das Terroristen eine Heimstatt war, wieder auf die Beine hilft. Im Laufe der Jahre wurde daraus ein Krieg gegen eine Aufstandsbewegung, der die Bundeswehr verändert hat. Ein Krieg, in dem deutsche Soldaten töten und getötet werden. In dem Menschen zerstört und Familien zerrissen werden. Und in dem das Leben in einer Krieg führenden Nation - Deutschland - weiterläuft, als gehe das, was in 5.500 Kilometer Entfernung den eigenen Mitbürgern geschieht, niemanden etwas an. Als sei es eine private Angelegenheit von Frauen und Männern in Uniform, sich fern der Heimat verwunden oder töten zu lassen.

Dieses Buch soll Soldaten wie Florian Pauli eine Stimme geben. Es soll den Deutschen, ihren politischen Vertretern und der vielfach selbtherrlichen Militärelite auf eindringliche, mitunter schmerzliche Weise vor Augen führen, warum und wie Soldaten in diesem Krieg gestorben sind.

Ich danke allen Soldaten, die mir geholfen haben, dieses Buch zu schreiben. Viele von ihnen sind auf den folgenden Seiten mit ihrem korrekten Namen genannt. Einige aber haben mich gebeten, ein Pseudonym zu verwenden.

Zeittafel - Ein Abriss der Geschichte Afghanistans

- 1747 Ahmad Schah Durrani wird in Kandahar zum König ausgerufen und kann in kurzer Zeit fast das ganze Gebiet des heutigen Afghanistan unter sich vereinen
- 1839–42 1. Anglo-Afghanischer Krieg, verheerende Niederlage der Briten
- 1878–80 2. Anglo-Afghanischer Krieg, erneute empfindliche Niederlage der Briten
- 1893 Demarkation der Ostgrenze (Durand-Linie), die den Lebensraum der östlichen Paschtunenstämme durchschneidet
- 1919 3. Anglo-Afghanischer Krieg, in dessen Folge die Briten die volle Unabhängigkeit Afghanistans anerkennen müssen

- 1963 Afghanistan wird konstitutionelle Monarchie
17. Juli 1973 Sturz der Monarchie, Afghanistan wird Republik
27. April 1978 blutiger Putsch linksgerichteter Offiziere,
Nur Muhammad Taraki wird Präsident
der nunmehrigen Demokratischen Republik
Afghanistan
16. September 1979 der vorherige Außenminister Hafizullah Amin
stürzt Taraki und lässt ihn ermorden
26. Dezember 1979 Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan.
Präsident Amin wird durch ein sowjetisches
Sonderkommando ermordet und
Babrak Karmal neuer Staatspräsident
- 1981–1983 Ausweitung des bewaffneten Widerstands auf
sämtliche Landesteile. 80 Prozent des Landes
unter Kontrolle von Mudschaheddin,
Massenfluchten nach Pakistan und Iran

- November 1987 Dr. Mohammed Nadschibullah wird
Staatspräsident
15. Februar 1989 Letzter sowjetischer Soldat verlässt Afghanistan
16. April 1992 Sturz Nadschibullahs, in den Provinzen
etablieren sich unabhängige Lokalregierungen
und teilweise funktionierende Verwaltungen.
Die »Zentralregierung« kontrolliert nur Teile
der Hauptstadt Kabul
24. April 1992 Bürgerkrieg in Kabul und Umgebung,
neue Flüchtlingsströme nach Pakistan
- September 1996 Taliban erobern drei Viertel des Landes,
Einmarsch in Kabul
25. Oktober 1997 Ein Konsortium von internationalen Öl- und
Gas-Gesellschaften beschließt den Bau
der zwei Milliarden Dollar teuren Pipeline
von Turkmenistan nach Pakistan unter
Zustimmung der Taliban

28. Juli 2000 Talibanführer Mullah Omar verbietet den Opiumanbau
12. Oktober 2000 Selbstmordanschlag auf den amerikanischen Zerstörer USS Cole in Aden (Jemen). Die USA verdächtigen Osama bin Laden und verstärken den Druck auf die Taliban, um seine Auslieferung zu erzwingen
11. September 2001 Terroranschläge auf New York und Washington. Bin Laden und die Taliban geraten endgültig ins Visier der USA
12. September 2001 NATO erklärt den Bündnisfall
7. Oktober 2001 Beginn des Afghanistankrieges mit US-Luftschlägen auf Militärstellungen der Taliban
16. November 2001 Der Deutsche Bundestag stimmt für die Entsendung von Eliteeinheiten des Kommandos Spezialkräfte der Bundeswehr (KSK) im Rahmen der von den USA geführten Antiterroroperation »Enduring Freedom« nach Afghanistan. Die ersten Soldaten treffen am 21. Dezember in Kandahar ein

27. November bis 5. Dezember 2001 Petersbergkonferenz in Bonn. Es wird die Einsetzung einer Interimsregierung in Kabul unter Führung von Hamid Karsai und der Aufbau eines demokratischen Afghanistan beschlossen
20. Dezember 2001 UN-Sicherheitsrat beschließt die Aufstellung der internationalen Sicherheitsunterstützungstruppe für Kabul und Umgebung (ISAF); Entsendung von 5.000 Soldaten
22. Dezember 2001 Der Deutsche Bundestag stimmt für die Entsendung deutscher Soldaten im Rahmen der ISAF nach Afghanistan.
Die ersten 70 von knapp 1.200 Soldaten treffen am 11. Januar 2002 auf dem Flughafen Bagram nördlich von Kabul ein
- Hamid Karsai übernimmt offiziell die Macht in Afghanistan
- Januar 2002 Zehntausende Paschtunen sind vor der Rache der tadschikischen und usbekischen Bevölkerung aus Nordafghanistan nach Iran und Pakistan geflüchtet
9. Januar 2002 Karsai verspricht die Einführung der Marktwirtschaft und Pressefreiheit

3. April 2002 Deutschland übernimmt die Ausbildung der afghanischen Polizei
- Juni 2002 Bestätigung Karsais als Präsident der afghanischen Übergangsregierung durch die Große Ratsversammlung (Loya Dschirga)
28. September 2002 Karsai verbietet Opiumanbau
29. Dezember 2002 Zum Jahresende sind zwei Millionen afghanische Bürgerkriegsflüchtlinge überwiegend aus Pakistan und Iran in ihre Heimat zurückgekehrt
- Februar 2003 Die Taliban kehren zurück und rufen offen zum »Heiligen Krieg« gegen die Regierung Karsai und die »ausländischen Besatzer« auf
3. Februar 2003 Die UN erklären Afghanistan zum weltgrößten Opiumproduzenten

- 10. Februar 2003 Niederlande und Deutschland übernehmen ISAF-Kommando
- 11. August 2003 NATO übernimmt ISAF-Kommando
- 4. Januar 2004 Afghanistan bekommt eine neue Verfassung, in der dem islamischen Rechtssystem, der Scharia, wesentlicher Raum zugestanden wird
- 9. Mai 2004 Präsident Karsai lädt erstmals »moderate« Taliban ein, sich an Regierung und Verwaltung zu beteiligen
- 9. Oktober 2004 Präsidentschaftswahlen
- 18. September 2005 Parlamentswahlen
- Oktober 2006 NATO schließt Übernahme der Verantwortung für die Sicherheit in ganz Afghanistan ab

- März 2009 US-Präsident Obama verkündet ein neues Konzept für Afghanistan sowie weitere Truppenverstärkungen, um den Aufstand unter Kontrolle zu bekommen
20. August 2009 Präsidentschaftswahl. Karsai unter Betrugsverdacht wiedergewählt
4. September 2009 Bei einem vom deutschen Oberst Georg Klein befohlenen Luftangriff in Kundus sterben etwa ein Dutzend Aufständische sowie zirka 80 weitere Menschen
- Dezember 2010 Aufwuchs der amerikanischen Truppen auf zirka 100.000
- Dezember 2011 Abzug der ersten 10.000 amerikanischen Soldaten
- Im Folgejahr sollen 23.000 weitere folgen

Afghanistan



Grafik: Ruwen Kopp

1. Kapitel | Was uns die Geschichte lehrt

Afghanistan, Mitte 19. Jahrhundert

Die Höfe gleichen Festungen: vier bis sechs Meter hohe fensterlose Lehmmauern, an der Ecke ein Wachturm, am Eingang ein eisenbewehrtes Tor. Mehrere dieser Behausungen hinter- und nebeneinander bilden ein Dorf. »Die Afghanen sind ein tapferes, zähes und freiheitsliebendes Volk«, schrieb Friedrich Engels vor mehr als 150 Jahren. »Nur ihr Hass auf jede Herrschaft und ihre Vorliebe für persönliche Unabhängigkeit verhindern, dass sie eine mächtige Nation werden.« Afghanistan ist ein Land im Schatten der Geschichte. 1801 wurde der Name erstmals offiziell erwähnt. Es hat einige Versuche gegeben, das Land aus seiner Isolation zu holen. Die Briten griffen dreimal an. Sie wollten ihre Vormachtstellung in der Region im Kampf mit dem zaristischen Russland sichern. In ihrem »Great Game« lieferten sich das Zarenreich und das Empire einen absurden Wettbewerb um Macht und Einfluss. Die Briten waren überzeugt davon, Russlands Vormarsch nach Indien nur abwehren zu können, wenn sie Afghanistan kontrollierten. Zwischen 1838 und 1919 führten sie dreimal Krieg am Hindukusch. Sie scheiterten verlustreich. Afghanistan wurde zum Friedhof für Tausende britische, später

sowjetische und noch später amerikanische und andere westliche Soldaten.

Den ersten Anlauf unternahmen die Briten am 25. April 1839 - und ihr Vorgehen mutet aus heutiger Sicht wohlbekannt an. Etwa 21.000 Soldaten setzten über den Indus. Am 7. August marschierten sie kampflos in Kabul ein und setzten ihren Kandidaten Schah Shudscha anstelle des russlandfreundlichen Emirs Dost Mohammad auf den Thron. Das Volk lehnte die Marionette ab. Die Briten mussten den neuen Emir schon bald stützen und beschützen. Sie besetzten Afghanistan, errichteten eine große Garnison in Kabul und stationierten kleinere Truppenkontingente in anderen Städten. Wie in ihren Kolonien üblich, richteten sie sich in ihrem Überlegenheitsgefühl mit allem Komfort ein. Sie scherten sich nicht um Kultur und Religion und machten sich sogar an die Frauen heran, die in Afghanistan für Fremde unantastbar sind.

In Kabul stiegen die Preise. Breite Schichten der Bevölkerung verarmten und machten die Besatzer dafür verantwortlich. Viele britische und indische Soldaten ließen Frauen und Hausrat kommen, mit denen sie sich in kaum befestigten Kasernen in einer sumpfigen Senke außerhalb der Stadt einrichteten. Munition und Vorräte wurden unter Missachtung elementarster militärtaktischer Grundsätze weit entfernt von ihren Kasernen untergebracht. Ganz wohl schienen sich die Briten jedoch schon damals nicht gefühlt zu haben. Als General John Keane, der Befehlshaber der Truppen, im Oktober 1839 zurück nach Bombay aufbrach, soll er den jungen Leutnant Henry Durand vor der kommenden Katastrophe gewarnt haben. Es war der Vater jenes Mortimer Durand, der 1893 als Außenminister der englischen Verwaltung in Britisch-Indien den bis heute konfliktträchtigen Grenzverlauf zwischen Afghanistan und Pakistan willkürlich durch paschtunisches Stammesgebiet festlegte und es den Briten damit ermöglichte, die paschtunischen Stämme gegeneinander auszuspielen. Mortimer Durand verhalf dem Empire mit diesem diplomatischen Schachzug dazu, den Unruheherd Afghanistan leichter zu kontrollieren. Der einstige Vorteil hat sich jedoch längst als Fluch erwiesen. Entlang der Durand-Linie, der heutigen Grenze zwischen Pakistan und Afghanistan, gibt es keine Staatsgewalt, keine Polizei und keine Armee. Es gibt nur die

Ordnung der paschtunischen Stämme. Hier fanden in den 80er-Jahren die Mudschaheddin, später Osama bin Laden und sein Terrorgefolge und heute die Taliban mit ihren fundamentalistischen arabischen Unterstützern Unterschlupf.

General Keane behielt recht. Zunächst schenkten die Briten den zunehmenden Unruhen in den Provinzen nicht die nötige Aufmerksamkeit. Dann wurde der Krone die Expedition am Hindukusch zu teuer. Gespart wurde nicht bei den Truppen, sondern bei den verbündeten afghanischen Milizen. Sie wechselten prompt die Seiten. Am 2. November 1841 brach in Kabul der Aufstand los.

Die Kolonialtruppen wurden von General Elphinstone befehligt, einem unentschlossenen, hilflosen alten Mann, der an Rheuma und Fieber litt und ständig widersprüchliche Befehle gab. Er nahm an, die Aufständischen seien schwach und einfach zu besiegen. Doch schon bald wurden die Soldaten in ihren Kabuler Kasernen von den Stämmen belagert. Von Hunger und Kälte zermürbt, wurden die Kampftruppen aufgerieben und teilweise vernichtet. Schließlich kapitulierten die Briten. Sie handelten freien Abzug aus und sollten zugleich jeglichen Einfluss in Afghanistan verlieren. Am 6. Januar 1842 verließen sie mit 4.500 Kampftruppen und 12.000 Familien- und Trossangehörigen Kabul in Richtung Indien. Sie nahmen die Straße nach Jalalabad. Sie führte in den Tod. Schnee, Frost und Nahrungsmangel hatten eine Wirkung wie bei Napoleons Rückzug aus Moskau. Die Truppen wurden von Kälte und Hunger dahingerafft und von pausenlosen Angriffen wutentbrannter afghanischer Stammeskrieger aus dem Hinterhalt gepeinigt. Der Khurd-Kabul-Pass war von Leichen übersät. Er wurde fast allen Soldaten und ihren Begleitern zum Grab. Es war das größte Militärdebakel der britischen Kolonialgeschichte. Der gängigen Überlieferung zufolge überlebte mit dem Militärarzt Dr. William Brydon nur ein einziger Mann den Todesmarsch. Tatsächlich erreichten einige Verwundete und Versprengte mehr die Garnison in Dschalalabad lebend.

Eine Begebenheit wie eine Metapher, die bis heute für Invasionen in dieser Weltgegend gilt. Doch Imperien lernen offensichtlich nicht. Sie verdrängen ihre Niederlagen. Die Briten schickten umgehend eine Strafexpedition und richteten ein

Massaker an der Bevölkerung an. Im Oktober 1942 zogen sie sich vollständig nach Indien zurück. Zwei weitere Male versuchten sie, Afghanistan zu unterwerfen. Alles, was sie erreichten, war ein Schutzvertrag mit Kabul, der die Russen aus dem Land fernhielt. Als die Briten Afghanistan, vom Ersten Weltkrieg geschwächt und vom Ärger mit aufständischen paschtunischen Stämmen genervt, 1919 die volle Unabhängigkeit zugestehen mussten, war die Sowjetunion der erste Staat, der die neue Nation anerkannte. Es war der Beginn einer langen Partnerschaft, vor allem der Militärs. Über Jahrzehnte übte die sowjetische Armee großen Einfluss auf die afghanischen Streitkräfte aus.

Doch eine weitere europäische Macht entwickelte plötzlich ein Interesse an dem Land am Hindukusch. Wie zuvor Russland und das britische Empire war auch sie von reinem machtpolitischen Kalkül getrieben. 1915 sollte der bayerische Artillerieoffizier Oskar von Niedermayer im Auftrag von Kaiser Wilhelm II. den afghanischen Emir Habibullah auf die Seite der Mittelmächte ziehen und zum »wilden Aufstand« gegen Großbritannien und Russland aufstacheln. Deutschland wollte seine Kriegsgegner in einen Mehrfrontenkrieg verwickeln. Doch der Emir in Kabul entschied sich, neutral zu bleiben. Gleichwohl hinterließ die Niedermayer-Expedition bleibenden Eindruck am Hindukusch. Der 1916 ausgehandelte deutsch-afghanische Vertrag brachte dem Emir die Anerkennung seines Landes durch eine europäische Großmacht ein. Die Afghanen haben das den Deutschen bis heute nicht vergessen.

Afghanistan, Anfang 20. Jahrhundert

Drei Jahre nach dem Auszug Niedermayers aus Kabul im Mai 1916 ertrotzten die Afghanen ihre Unabhängigkeit von Großbritannien - um gleich darauf diplomatische Beziehungen zu Deutschland aufzunehmen. Nach der Ermordung von König Habibullah im Jahr 1919 bestieg sein Sohn Aman Ullah den Thron. Er modernisierte den Staat, schuf eine Verwaltung und führte die Schulpflicht ein. Er orientierte sich an Deutschland. Es entwickelte sich eine enge wirtschaftliche und technische Zusammenarbeit zwischen beiden

Ländern. Zunächst waren es Geschäftsleute, Techniker, Ausbilder und Diplomaten, die eine deutsche Präsenz in Afghanistan begründeten. Sie bauten Schulen, Fabriken, Straßen und Krankenhäuser. 1921 begannen die Regierungen beider Staaten mit gegenseitigen Delegationsbesuchen. 1923 wurde die deutsche Gesandtschaft in Kabul eröffnet.

Von nachhaltiger Wirkung blieb das deutsche Engagement im afghanischen Bildungssektor. Junge Afghanen wurden ab 1922 im Rahmen eines staatlich geförderten Programms zur Ausbildung nach Deutschland eingeladen. Zugleich förderte Deutschland den Aufbau des Schulsystems in Afghanistan. Die Eröffnung der deutschsprachigen Amani-Oberrealschule in Kabul im Jahr 1924 ermöglichte auch den bürgerlichen Schichten Afghanistans eine fundierte Ausbildung, die ihnen dabei half, in die Führungselite des Staates und der Gesellschaft aufzusteigen. Deutsche Ingenieure bauten Staudämme, deutsche Architekten und Künstler errichteten den prunkvollen (und im Bürgerkrieg der 90er-Jahre zerstörten) Königspalast im Kabuler Vorort Darulaman. Noch in den 60er-Jahren zahlte Deutschland keinem Land so viel Entwicklungshilfe wie Afghanistan. Doch vor allem auf dem frühen Engagement Deutschlands in Afghanistan gründete die später für viele Bundeswehrsoldaten überraschende, wegen des häufigen Bezugs auf eine »gemeinsame arische Kultur« bisweilen unangenehme, überschwängliche Sympathie, die ihnen viele Afghanen entgegenbrachten.

Oskar von Niedermayer hatte als einer der ersten Deutschen überhaupt das ungestüme Temperament und das sture, trotzig, nach innen gerichtete und oftmals unterschwellig fremdenfeindliche Wesen der Afghanen kennengelernt. Wenige Regionen der Welt waren so vielen Wanderzügen, Invasionen und verschiedenen kulturellen Einflüssen ausgesetzt wie Afghanistan. Fast alle Nationen Asiens waren kolonialisiert. Afghanistan aber konnte nie wirklich erobert werden. Das Land ist ein Korridor der Mächte. Ein Pufferstaat. Hier Indien und China, dort Persien. Hier Zentralasien, dort der Indische Ozean. Mit Hartnäckigkeit haben die Afghanen ihre Identität und Kultur durch die Wirren der Zeit bewahrt. Unterwürfigkeit gegenüber einer fremden Macht ist ihnen

unbekannt, auch wenn ihr Land zwischen den Volksgruppen geteilt ist und sie sich selten einig sind.

So wie der Hindukusch das Land geografisch durchschneidet, zerfällt die Bevölkerung ethnisch in die indogermanischen Paschtunen sunnitischen Glaubens südlich des Gebirges und in verschiedene turko-mongolische und tatarische Stämme, die überwiegend nördlich siedeln. Niedermayer war, wie viele westliche Besucher des Landes nach ihm, fasziniert von der Physiognomie des »Völkerkessels« Afghanistan: von den adlernasigen Persern, den schrägäugigen Mongolen und den stolzen, schwarzhaarigen Paschtunen. Die Paschtunen stellen von jeher in Afghanistan den größten Bevölkerungsteil. Ihre Stämme sind herrisch, kriegerisch und lehnen jede zentrale Autorität ab.

Die Loyalität der Paschtunen gehört der Familie, dem Clan, dem Unterstamm, dem Stamm. Und danach vielleicht der Regierung in Kabul. Zwei Stammesverbände ragten stets hervor: die Durani und die Ghilzai. Sie haben sich in ihrer Geschichte fortlaufend bekämpft. Ohne ihre Zustimmung kann sich keine Macht in Kabul lange halten. Der heutige Präsident, Hamid Karsai, entstammt den Durani, die seit mehr als 230 Jahren die Hauptstadt beherrschen. Afghanistan befindet sich noch immer im Übergang von einer feudalen Stammesgesellschaft zu einer Nation. Das erschwert es, eine zentrale Macht, gar einen modernen Zentralstaat, zu errichten. Der Westen verdrängt das seit einem Jahrzehnt geflissentlich.

Es gibt kaum eine Gesellschaft, die so konfliktgeladen ist wie die afghanische. Ein Ehrenkodex, der »Paschtunwali«, schreibt dem Paschtunen vor, wie er sich im Konflikt zu verhalten hat: Er muss Badal üben, Vergeltung. Meist ist dies mit Blutrache verbunden. Wenn er sie zu umgehen versucht, hat er sich entehrt. Zum Ehrenkodex gehört auch die Gastfreundschaft. Es zählt zu den Pflichten eines Paschtunen, selbst seinen Todfeind zu beherbergen, wenn er um Asyl bittet. Die Afghanen, das zeigt ihre Geschichte, sind ein unbeugsames, kriegerisches Volk, hart wie die Natur, in der sie leben. Die Winter sind rau und kalt, die Sommer glühendheiß. Armut und Hunger haben den Menschen im Hochland, in den Steppen und Wüsten immer schwer zugesetzt. Nur die Stärksten

überleben. Doch so zerstritten sie meist sind, so einig waren sich die Afghanen immer, wenn es um ihre Unabhängigkeit ging. Die Invasoren haben das über die Jahrhunderte zu spüren bekommen. Auch die Rote Armee, die die sowjetische Regierung von Weihnachten 1979 an in einen verheerenden, brutalen und folgenschweren zehnjährigen Krieg schickte. Der Krieg war hart für die Afghanen. Die Sowjetunion hingegen zerbrach nicht zuletzt auch daran.

Afghanistan, 1979-1989

Die sowjetische Invasion war zunächst auf wenige Monate angelegt. Zuvor hatten junge, in der Sowjetunion ausgebildete afghanische Offiziere ein kommunistisches Regime errichtet, gegen das sich im ganzen Land der Widerstand regte. Die militärische Führung der Roten Armee ahnte, welche Risiken der Einsatz in dem südlichen Nachbarland barg. Sie wusste, dass sie dafür weder geeignete Ausrüstung noch ausreichend Personal hatte. Deshalb wollte sie sich darauf beschränken, die Städte und die wichtigsten Verkehrsverbindungen des Landes zu sichern. Zugleich sollte die afghanische Armee für den Kampf gegen die Rebellen ausgebildet werden, die sich schon bald gegen das kommunistische Regime in Kabul erhoben. Doch dem blutigen Krieg, den ihnen eine immer stärker werdende, aus dem Ausland geförderte Guerilla, die Mudschaheddin, aufzwang, konnten sich die sowjetischen Truppen nicht entziehen. Sie gerieten in den Strudel eines erbittert geführten Partisanenkampfes, in dessen Hochphase beide Seiten mit grausamer Härte gegeneinander vorgingen.

Ab Mitte der 80er-Jahre setzten die Sowjets vor allem Flugzeuge, Hubschrauber und Luftlandetruppen gegen die Aufständischen ein. Dörfer wurden aus der Luft angegriffen und - oft als Kinderspielzeug getarnte - Minen abgeworfen, um die Bevölkerung zu vertreiben und den Mudschaheddin Unterschlupfmöglichkeiten zu nehmen. Millionen Menschen flüchteten nach Pakistan, wo sich immer neue Kämpfer rekrutieren ließen. Zeitweise setzte die Sowjetunion bis zu 110.000 Soldaten